

Die Herrlichkeit Gottes sehen

16 Tage unterwegs im Busch von Papua-Neuguinea

„Ihr sollt die Herrlichkeit Gottes sehen ...“ (Johannes 11,40) – so stand es am Podium als Thema der großen Jugendpfingsttagung in Bobengrün. Das waren entscheidende Tage für mein Leben. Jesus rief mich in seine Nachfolge. Seither begleitet mich dieser Vers.

Genau sieben Jahre später forderte mich Jesus auf der gleichen Tagung auf, für ihn in den Missionsdienst zu gehen. Damals sprach mich der Vers aus Jesaja besonders an: „Ihr sollt meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen“ (Jesaja 66,19).

An diesen Auftrag wurde ich erinnert, als wir vor kurzem zwei Wochen lang im Busch in Papua-Neuguinea zwischen der Sepik-Ebene und den Bergen des Hochlandes unterwegs waren.

Diese Reise gehörte zur Einführung und Vorbereitung des neuen Missionsehepaares Sabine und Johannes Schaber. Sie sollten möglichst viele Dörfer in ihrem Bezirk kennen lernen und erleben, was es heißt, Buschmissionar zu sein. Mit dabei waren Brigitte, meine Frau und unentbehrliche treue Begleiterin, und Stefan Lepp aus Bad Liebenzell, der bei so einem Einsatz mal dabei sein wollte. Er hatte seinen medizinischen Rucksack mitgebracht. Darin war allerhand Nützliches, zum Beispiel Ober- und Unterkieferzangen zum Entfernen von schmerzenden Zähnen.

Der Flug

Manfred, unser Landsmann, lieber Freund und treuer Pilot, flog uns nach Moropote, wo Schabers wohnen. Es dauerte nicht lange und Stefan durfte das Steuer des Flugzeuges übernehmen, während Manfred ihm fachkundige Anweisungen gab. Fliegen sei keine Geheimwissenschaft, meinte er. Beim Landen allerdings war es uns doch lieber, dass Manfred wieder das Steuer übernahm.

Wir näherten uns den Bergen. Da – unter uns Bitara, das Dorf am „Kamelrücken“, so genannt wegen der zwei spitzen, nebeneinander liegenden Bergkegel, die sich eindrucksvoll aus der Sago-Sumpfebene hervorheben. Dort würden wir einige Tage bleiben. Einen der Berge wollten wir schon deshalb besteigen, weil viele Einheimische glauben, sie seien den Geistern vorbehaltene heilige Stätten und ihr Besteigen würde ein Erdbeben auslösen.

Noch einige Dörfer – Hanasi und Sarunapi – und schon flogen wir über die hellgrüne „Narbe“ im Urwald, den Landestreifen von Moropote. Dann ging alles sehr schnell: Bergkegel, Wolkenfetzen, überwachsene Flussläufe und schon lag die Landepiste vor uns. Links das kleine Missionarshäuschen, rechts aneinander gereihete Buschhäuser und überall winkende Menschen, unter ihnen Ehepaar Schaber – der einfachste Teil unserer Reise war beendet. Wir waren in Moropote, dem Ausgangspunkt unserer Buschtour angekommen.

Moropote

Wir zogen ins mit Palmblättern gedeckte Besucherhaus ein, nahmen ein gutes Mittagessen ein, und dann ging es an die Arbeit. Für Stefan bedeutete es, zum ersten Mal während dieser Tour Zähne zu ziehen, Brigitte assistierte ihm. Der Rest der Mannschaft reparierte die Funkantenne und betonierte den Boden im Generatorenhaus. Der „Buschzahnarzt“, bald nur noch „Dokta“ genannt, zog die Leute an wie ein Jahrmarktschreier, besonders die Zuschauer. Als aber Pastor Jakob Luluai mit Schweißperlen auf der Stirn und mit Leid verzerrtem Gesicht (trotz wohlgesetzter Betäubungsspritze) die Behandlung über sich ergehen ließ, verließ die anderen der Mut und unser „Medizinmann“ konnte für diesen Tag Feierabend machen.

Aber nicht ganz, denn abends präsentiert er ein herzhaftes Programm mit allerhand Tricks, Modellierluftballons und persönlichem Zeugnis. Den Leuten gefiel das offensichtlich. Das merkte wir sogar am Abendessen, denn gleich zwei Frauen brachten uns volle Schüsseln. Die eine schien besonders beeindruckt gewesen zu sein, denn im Gemüse entdeckten wir etliche Leckerbissen: große schwarze Flecken, die später wie Kakerlaken aussahen. Zum Glück war es ziemlich dunkel, aber so viel sahen wir doch, dass es maikäferartige Krabbeltiere waren. Zu meiner Überraschung schmeckten sie nicht mal schlecht!

Der erste Marschtag

Eineinhalb Tage später zogen wir in aller Frühe los, nachdem ein Team aus Moropote zusammengestellt war, das uns begleiten und unterstützen sollte. Der Marsch nach Hanasi war trotz Hilfe beim Tragen des Gepäcks beschwerlicher als wir gedacht hatten. Eine deutsche Maiwanderung ist halt etwas anderes, zumal das Wirtshaus auf halber Strecke fehlte. Wir durften dafür erneut die Spezialitäten des Landes an einem Bachlauf zu uns nehmen: Sago mit Maden und Ananas. Ein interessantes und sicherlich gesundes Menü, aber für Anfänger mehr als gewöhnungsbedürftig.

Die Einheimischen wiesen uns unterwegs immer wieder auf die vielen Ebenholzbäume im Busch hin. Leider witterten hier einige ein gutes Geschäft und hatten angefangen, die schönen Bäume zu fällen, in tragbare Stücke zu zerkleinern und sie in der Hoffnung auf gute Bezahlung zum Verkauf angeboten. Wahrscheinlich gibt es nicht viel dafür, denn was soll man mit diesen kleinen Stücken schon anfangen. Aber dann sind die Bäume weg und niemand hat wirklich etwas davon.

Unterwegs wurden unsere Füße immer wieder von Blutegehn heimgesucht. Sie stehen zwar unter einer besonderen Verheißung nach Jesaja 52,7: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“

In Hanasi

In Hanasi endlich angekommen bezogen wir ein großes Haus. Die Nachricht von den Fähigkeiten des „Medizinmannes“ Lepp in Sachen Zähne war uns schon vorausgeeilt. So wartete eine mutige Schar, darunter nicht wenige Jugendliche, auf uns. Ein alter Mann erzählte mir, wie er viel Zahnschmerzen gehabt und überlegte hatte, wie und mit wessen Geld er nach Wewak zum Zahnarzt fliegen könnte. Dann hätte er gebetet und alles weitere einfach Gott überlassen. Ja, und dann kam ein Zahnarzt in sein Dorf und dazu noch ganz umsonst (für ihn aber nur). Das war für ihn eine gewaltige Gebetserhörung; er war fast zu Tränen gerührt. So macht es Gott, wenn ein einfacher Mann im Dorf zu ihm ruft. Da muss dann einfach ein vielbeschäftigter Stefan Lepp nach Neuguinea in den Urwald reisen. Welch ein Herr!

In Hanasi waren die Menschen sehr offen und nahmen gerne die Frohe Botschaft an. Manche kamen zur Aussprache und brachten ihr Leben mit Gott in Ordnung. Brigitte erinnerte uns, geduldig immer wieder nachzufragen, denn die eigentlichen Probleme kommen nicht leicht oder gar von selbst heraus. So erzählten uns junge Mädchen von ihren Problemen mit ihren Eltern. Das erlebt doch fast jeder junge Mensch. Soll er da extra zur Beichte gehen? Doch der eigentliche Grund kam später heraus. So jung sie noch waren, hatten sie schon mit Männern geschlafen und waren von ihren Abenteuern mehr als enttäuscht. Es ist ein Jammer zu sehen, wie viele Jugendlichen ihr Leben schon früh ruinieren. Ehen werden im Unverstand und in Sünde eingegangen und enden in der Katastrophe (auf jeden Fall für die Frau).

Kost und Unterkunft war in Hanasi für die Verhältnisse sehr großzügig. Der nahe gelegene saubere Fluss bot uns eine willkommene Abkühlung.

Wir trafen viele liebe alte Bekannte, Menschen, denen wir immer wieder bei Besuchen und Schulungen begegnet waren. Sie freuten sich sehr, dass wir zu ihnen in ihr Dorf an das Ende der Welt kamen. Ein neugeborenes Mädchen, das noch keinen Namen hatte, nannten sie Brigitte. So einfach geht das hier!

Bitara, das Dorf am Geisterberg

Nach zwei Tagen brachen wir nach Bitara auf. Die Weg verlief teilweise durch den Sagosumpf. Moskitos und Blutegehn freuten sich, während wir uns aufs Balancieren konzentrieren mussten, um auf den Palmblättern zu bleiben, die als Weg ausgelegt waren. Ein Schritt daneben und wir wären im schwarzen Morast versunken. Aber auch diese Übung brachten wir gut hinter uns. Dann ging es wieder hinauf in den höher gelegenen Urwald und nach einem nicht all zu anstrengenden Marsch sahen wir die mächtigen Kegel des „Kamelrückens“ vor uns, an dessen Fuß das Dorf Bitara liegt.

Mir fiel der letzte Besuch ein und die ängstlichen Blicke der Bewohner, die mich verständnislos ansahen, als ich erwähnte, einen der Kegel besteigen zu wollen. Sie erklärten, sie seien der Wohnsitz der Geister. An einer Seite wäre einmal ein Dorf gewesen, das aber wegen einer Seuche aufgegeben werden musste. Die Geister hätten das bewirkt. Man dürfte sie nicht herausfordern. Erdbeben oder andere schlimme Dinge würde es geben, wenn man versuchte, den Berg zu besteigen. Vor ein paar Jahren hätte dort der Blitz eingeschlagen. Die Leute wären hingelaufen, um sich das heilige Feuer zu holen. Diese und ähnliche Geschichten ranken sich um die beiden Berge, Simbang und Banab, wie sie im Volksmund genannt werden.

Wir erinnerten uns auch an die schwierige geistliche Situation in Bitara, an die tote Kirche mit viel Show, Uneinigkeit und Geiz. So waren wir gespannt, wie es dieses Mal sein würde. Wir beteten, dass Gott uns die Augen öffnete für das, was im Dorf dran war. Wir wollten nicht nur religiöse Übungen abhalten, uns etwas von Leuten vormachen lassen, sondern auf den Grund der Dinge gehen, um dann wirklich helfen zu können.

Im Dorf wurden wir mit einer „Buschcola“ (Flüssigkeit der grünen Kokosnuss) herzlich begrüßt. Wir zogen ins kleine Besucherhäuschen ein, fast noch kleiner als klein und sehr „luftdurchlässig“. Dass es keine separaten Zimmer für die Ehepaare und Singles gab, sollte man vielleicht auch noch erwähnen, aber schließlich waren wir ja nicht auf einer Vergnügungsreise!

Interessanterweise waren wir uns alle schon bald über die geistliche Situation im Dorf einig: Man wollte wieder eine Show abziehen. Doch Gott verhinderte das, so dass die drei Tage echt zum Segen wurden. Viele brachten ihr Leben in Ordnung, einige Verantwortliche packten aus und taten Buße über begangene Sünden, Abgefallene kamen zurück zum Herrn. Es war wunderbar, Gottes Wirken an diesen Menschen zu sehen. Schön war es zu erleben, wie sie frei wurden, das Theaterspielen ablegten und die ganze Atmosphäre sich veränderte. Gottes Herrlichkeit wurde sichtbar unter den Menschen der Hunstein-Bergkette! Vor mir saß ein alter Kirchenleiter mit zwei Löchern in der Nasenspitze, wo einst die Zangen eines Hirschkäfers durchgespießt waren. Er packte grausame Sünden aus. Bevor er zum Glauben gekommen war (das liegt schon Jahre zurück), war er mit dabei gewesen, als man andere tötete und deren Blut trank. Nun aber saß er da und bereute, dass er irgendwann und irgendwie wieder vom Glauben abgekommen war. Seine Erfahrung damit war alles andere als angenehm: Der Frieden und die Ruhe waren von ihm gewichen, dafür war Geisterfurcht und Ruhelosigkeit, Hass und schreckliche Sünde in sein Leben gekommen. „Was hast du gewonnen ohne Jesus“, fragte ich ihn. Er stellte selbst fest: Es hatte nur Probleme, Sorgen und Angst gegeben. So kam er zurück zu Jesus. In den nächsten Tagen begleitete er uns auf unserer Reise. – Ja, so gäbe es noch viel zu erzählen. Die Herrlichkeit Gottes war sichtbar geworden, seine Liebe und Gnade war am Werk.

Besuch auf dem „Olymp“

Und einen der Sagen umwobenen Berge bestiegen wir natürlich auch noch – Stefan und ich. Es war schwer gewesen, einen Begleiter zu finden, doch schließlich ging Paul, ein älterer Christ, mit. Der Aufstieg war schwierig und auch nicht ungefährlich. Wir sind wohl die einzigen Weißen, die je auf dem Berg waren und werden es wohl auch eine Weile bleiben. Oben hatten wir eine herrliche Aussicht, wo sie durch die Urwaldbäume hindurch möglich war. Wir lobten ganz bewusst unseren großen Gott für seinen herrlich geschaffenen Berg und dankten ihm, dass wir als seine Diener dort stehen durften. Ich glaube, dieser Aufstieg war nicht nur interessant für uns, sondern auch sehr wichtig für die Dorfbewohner. Denn es hatte kein Erdbeben gegeben und uns war auch nichts passiert.

Ich musste an Bonifatius denken, der schon vor vielen Jahrhunderten in ähnlicher Weise unsere Vorfahren in Deutschland von der Macht Gottes über die Geister überzeugt hatte. Für uns ist das heute schwer verständlich, aber für Geisteranbeter ganz real. Für sie ist dieses Messen der Kräfte sehr wichtig. Aber Jesus ist der Sieger!

Die Kanutour

Nachdem wir unseren ersten Sonntag im Busch gefeiert hatten, ging es am nächsten Tag weiter. Einige Einheimische, die uns begleitet hatten, gingen zurück nach Moropote und

Hanasi. Dafür machten sich andere mit uns auf den Weg. Am Montagmorgen marschierten wir los: vorbei an den Geisterbergen, an einsam gelegenen Hütten von Heiden, die im unwegsamen Busch ihren geheimen Machenschaften nachgehen, bis wir schließlich an einem sehr großen Haus am Fluss ankamen. Es war so etwas wie der örtliche Hafen. Hier wurden Kanus eingestellt, es gab Schlafplätze für die Bewohner der zwei umliegenden Dörfer. Hier endete unser Fußmarsch.

In schwankenden Einbäumen, die fachkundig von zwei Männern stehend gepaddelt oder gestochert wurden, ging es für den Rest des Tages weiter. Das war recht gemütlich für uns. Wir fühlten uns wie in der Pionierzeit. Nur ab und zu bangten wir um unsere Ladung, wenn das Boot zu sehr ins Kippen kam. Aber unser geschickter Bootsmann brachte es immer wieder unter Kontrolle.

Einmal versperrte ein umgefallener Urwaldriese die Fahrrinne. Es gab nur einen schmalen Spalt zwischen Wasseroberfläche und Baum. Das Kanu passte gerade so durch. Deshalb stiegen wir einzeln über den Baum, das Kanu fuhr ein Stück ohne uns, bis wir dann hinter dem Baum wieder einsteigen konnten. „Interessante“ Einlagen auf einer an sich schon abenteuerlichen Fahrt. Schließlich mündete unser kleiner Fluss in den großen April-Fluss oder Niksek-Fluss. Dort war es viel anstrengender stromaufwärts zu fahren. Doch unsere Männer paddelten unermüdlich weiter bis wir in Kagiru, das direkt am April-Fluss liegt, ankamen. Brigitte und ich waren zum ersten Mal in diesem Dorf.

In Kagiru

Die üblichen Begrüßungszeremonien mit Blumenkränzen, Liedern und Ansprachen.

Anschließend gab es ein zähes Dorfhuhn und Knollenfrüchte mit Grünzeug (irgendwelche essbaren Blätter). Unsere Mägen hatte sich schon daran gewöhnt, und wir freuten uns auf jede Mahlzeit. Unser Haus war dieses Mal noch eine Stufe kleiner als bisher, dazu so niedrig, dass man sich immer wieder den Kopf anstieß. Dafür hatte man einen direkten Blick auf den Fluss, wenn man den Kopf aus dem Fenster streckte und es gerade keine Wolken gab.

Wolken – ja, da erlebten wir auch so wunderbar Gottes Handeln. Es regnete nämlich immer nur dann, wenn es für unsere Reise nicht schädlich war, obwohl es gerade Regenzeit war. Und etwas Abkühlung tat bei der Hitze gut. Beim Fußmarsch hatten wir eigentlich immer schönes Wetter, so konnten wir die wunderbare Schöpfung Gottes ausgiebig genießen. Zurück zu Kagiru: Die Kirche war oben auf dem Berg gebaut. Das hieß täglich mindestens zweimal auf- und absteigen. Oben kam man schweißgebadet an und konnte sich bei herrlicher Aussicht langsam trocknen lassen.

Auch hier hatten wir viel Programm: Jugendveranstaltungen unter Leitung von Stefan und Johannes (mit mir als Übersetzer, alles ohne Mikrofon), Eheseminar mit Brigitte und mir, anschließend Sprechstunde mit „Dokta“ Lepp und Brigitte oder Sabine als Assistentin oder Übersetzerin und abends dann noch einmal volles Programm für alle, meistens mit Seelsorge im Anschluss. Danach fielen wir von selbst auf unser hartes Bett. Gegessen haben wir irgendwann und irgendwo zwischendurch, wenn man uns etwas vorsetzte. Ananas und Papaya hatten wir meistens da.

Gemeindeleiter im Abseits

Bald stellte sich heraus, dass der Gemeindeleiter nicht da war. Es hatte mit seiner Frau eine Auseinandersetzung gehabt (der Stress um unser Kommen war daran nicht unschuldig gewesen), es fielen harte Worte, es gab Schläge und – er hatte sein Gesicht verloren. Deshalb verdrückte er sich. Was nun? Am besten den Stier bei den Hörnern packen: Hin zu ihm und die Sache aus der Welt schaffen, bevor der Teufel der Sieger blieb. Das war vielleicht nicht gerade feinfühlig nach den üblichen kulturellen Spielregeln, aber hilfreich für ihn, die Gemeinde und die Situation der Christen am Ort.

Wie dumm, wenn wir dem Teufel Raum geben, nur um den kulturellen Sitten zu entsprechen. Die Gnade, Liebe und Barmherzigkeit Gottes sollte darüber stehen. So war es schön, mitzuerleben, wie befreit und erleichtert der Bruder danach war. Öffentlich stellte er sich zu dem Geschehenen, die Leute wussten es ja sowieso schon.

Gottes Segen war offensichtlich am Werk. Viele der Gemeindeglieder brachten ihr Leben mit Gott in Ordnung, andere kamen zum Glauben oder ließen einfach nur in ihrem Mund und Herzen aufräumen. Nicht nur im Dorf bemerkte man die Befreiung und Freude, die bei vielen Menschen einkehrte, auch im Himmel wurde sicherlich gefeiert über jeden Sünder, der Buße tat.

Am Morgen unserer Weiterreise wurde dies für uns sichtbar: In der Nacht waren drei Männer aus der Gemeinde zum Fischen gegangen. Sie hatten ihr Netz nur einmal in den Fluss geworfen und 72 große Fische herausgezogen. Als wir am Morgen bei herrlichem Sonnenaufgang aus unserem Häuschen, besser der baufälligen „Schuhschachtel“ traten, lag ein mit Fischen gefülltes Kanu vor unserer Tür. Noch nie hatte ich so etwas erlebt. Wir dachten sofort an den Fischzug des Petrus. Für Gott ist es ein kleines, seinen Leuten zu zeigen, dass sie auf dem rechten Weg sind, der ihm gefällt.

Auf dem April-Fluss nach Pukapuki

So ließen wir das Dorf mit den vielen Fischen zurück, bestiegen unsere schaukelnden Kanus, die auf dem über Nacht reißend gewordenen Fluss nicht sicherer geworden waren und paddelten flussaufwärts zum nächsten Dorf: Pukapuki, das auf einem Hügel in einer Flussschleife des Niksek liegt. Die Sonne war so heiß, dass sie uns alle Kraft aus den Knochen zog. Als wir die Kanus (wegen der starken Strömung) verlassen mussten, fiel uns das Laufen schwer. Kein Wunder also, dass wir ziemlich müde nachmittags im nächsten Dorf ankamen. Als „krönenden“ Abschluss mussten wir noch zwei Berge erklimmen, um schließlich in einem riesigen Buschhaus (welch ein Unterschied zur vorhergehenden Behausung!) unsere Moskitonetze für die Nacht aufzuspannen.

Es gab wieder Programm: Zähne ziehen, Kranke besuchen und für sie beten und natürlich einen Gottesdienst. An diesem Abend setzten uns die Moskitos mehr zu als sonst. Aber das machte uns nicht so viel aus, hatte uns Gott doch im vorherigen Dorf, das für seine vielen Moskitos bekannt ist, gnädig vor dieser Plage verschont. Man hatte uns gewarnt: „Dort werden euch die Moskitos lebendig fressen!“ Aber da hatte Gott auch noch etwas mitzureden. Dank sei ihm für diese Fürsorge!

Müde Füße, aber starke Flügel

Schon am nächsten Tag sollte es weitergehen, dieses Mal mit dem Flugzeug. Unser einheimisches Team war schon voraus gegangen, sie hatten gemeint, mit uns seien sie zu langsam und außerdem sah es sehr nach Regen aus. Aber wir waren immer noch zu schwer für die kleine Cessna. Was sollten wir tun? Eine Person müsste nach Wewak oder zweimal fliegen und das würde unnötiges Geld der Mission kosten. So beteten wir einfach. Dann kam der Flieger und mit ihm auch die Waage für Mann und Gepäck. Trotz aller Gewichtsverluste durch „gesündere“ Kost und Bewegung, durch Ausgabe der Medizin und der dahin schwindenden Zuckerreserven für den morgendlichen Kaffee, den wir bisher aufrecht erhalten hatten – wir waren zu schwer. Doch die Lösung des Problems hatte Gott schon vorbereitet. Diesmal flog uns unser einheimische Pilot Thomas und der war gerade um so viel leichter, dass wir alle mitfliegen konnten. Dem Herrn sei Dank!

Nur mühsam erhob sich unser Flugzeug vom Landestreifen, doch wir schafften es über die Urwaldbäume, weiter ging es am April- oder Niksek-Fluss aufwärts nach Niksek. Wir kamen an Berghängen vorbei, die von einem Wirbelsturm völlig zerstört waren. Es sah von oben aus, als ob jemand viele Schachteln Streichhölzer wahllos verschüttet hatte. Doch das waren keine Streichhölzer, sondern große Urwaldbäume. Der gleiche Sturm hatte vorher in Pukapuki gewütet und viele Buschhäuser vom Berggrat heruntergerissen. Doch es waren keine Personen zu Schaden gekommen. Welch ein Wunder das war, wurde uns besonders bewusst, als wir den verwüsteten Urwald unter uns sahen.

Niksek – Pioniergebiet der Liebenzeller Missionare

Es dauerte nicht lange, dann lag vor uns das Dorf Niksek am eigenwillig sich dahin schlängelnden April-Fluss. Dort hatten vor über zwanzig Jahren Liebenzeller Missionare mit der Arbeit begonnen: zunächst Fritz Urschitz mit Familie und später Jakob Walter mit Familie und Schwester Gertrud Großmann. Durch eine gewaltige Flut wurde 1988 das alte Dorf mit

der Missionsstation verwüstet. Damals kamen Brigitte und ich zum ersten Mal hierher als Missionarsfrischlinge.

Seither hatte sich viel ereignet, die Gemeinde war sehr lange allein gewesen. Es gab Probleme untereinander, alte Christen hatten sich von der Kirche abgewandt, die Jugend hatte man so gut wie ganz verloren. Einige „Glücksritter“ machten kurzfristig Geld mit Goldwaschen oder hauten einfach ihre Mitmenschen schamlos übers Ohr. Kurz, es erzeugte nicht gerade eine große Begeisterung in uns, als wir die freudlosen, eher finsternen Gestalten am Flugplatz sahen. Was sie wohl von uns erwarteten? Und wie sollten wir ihnen helfen, wenn wir selber innerlich reserviert waren?

Gottesdienst bis an unsere Grenzen

Und gerade in Niksek sollten wir die längste Zeit verbringen! Was würde das für uns bedeuten? Doch Gott hatte auch das schon vorbereitet. Es gab so viel zu tun, dass wir uns am Ende unserer Tour wirklich am Ende fühlten. Doch die Leute waren bereit, und Gott gab extra Kraft für jede Veranstaltung. Einmal wollte ein Mann zum Jagen gehen. Ohne Gewehr, nur mit Hund und Bogen ist eine Wildschweinjagd ein gefährliches Abenteuer. Er bat uns um Fürbitte. Für einen süddeutschen Pietisten ist es vielleicht etwas seltsam, die Hand auf die Schulter eines urwüchsigen und intensiv riechenden Jägers zu legen und für ihn zu beten. Kann man das überhaupt? Natürlich! „In allen Dingen“, sagt uns der Apostel Paulus, „lasst eure Bitten im Gebet vor Gott kommen.“ Der Jäger kam mit einem eindrucksvollen Keiler zurück. Für die Leute war das fast selbstverständlich – und für uns?!

Der Höhepunkt kam am Sonntag. Nach vielen Angeboten zur Seelsorge, stundenlangen seelsorgerlichen Gesprächen, hatten wir eigentlich den Eindruck, es sei jetzt genug der „Aufräumarbeit“. Männer hatten Zaubergegenstände gebracht, Eheprobleme wurden bereinigt, junge Leute kamen zu Jesus und wackelige, faule oder schmerzende Zähne konnten gezogen werden. Stefan kam an seine Grenzen, gerade jetzt, wo sein Ruf als Doktor der SSEC (einheimischer Gemeindeverband) schon in der ganzen Gegend über Funk verbreitet worden war!

Der Gottesdienst begann um 9.30 Uhr, das Programm war wie üblich und wir wollten uns gegen 12 Uhr aufs Ende einstellen, als viele Leute nach vorne kamen. Es war eine eigenartige Situation: Eine Frau fing an laut zu schreien, es schien in ihr etwas in Aufruhr zu sein. Fühlte sich da ein anderer Geist in die Enge getrieben? Wir beruhigten sie und übernahmen das Nachprogramm. Kurz, es gab noch einmal einen richtigen Aufbruch.

Wieder wurde tief im Leben Einzelner ausgemistet: Ehen wurden gereinigt und man entschuldigte sich (dazu mussten einige erst ins Dorf gehen und den hartnäckigen Ehemann an Ort und Stelle aufsuchen), Fetische (bis hin zum Todeszauber) wurden verbrannt – und es war kein Ende abzusehen. Wir taten zunächst zu fünft und dann später nur noch zu viert unsere Arbeit. Für Sabine und Johannes war es sicher zu viel, aber wir hatten keine andere Wahl. Wir waren mit unserer Kraft am Ende, doch in seiner Treue half uns der Herr, bis wir endlich um 16.30 Uhr die Versammlung abschließen konnten.

Was für ein Erlebnis, wenn Gottes Geist wirkt und Menschen von selbst kommen. Noch nie hatte ich so eine Mammutveranstaltung mitgemacht und noch nie erlebt, wie Gott so durchgetragen hat.

„Ihr sollt die Herrlichkeit Gottes sehen!“ – Ja, das haben wir erlebt und sind sehr glücklich und dankbar darüber. Dankbar waren wir auch für alle Kraft, Bewahrung, das rechte Wetter, jede verscheuchte Moskito, Gesundheit und die Einmütigkeit und das geistliche Miteinander im Team. Der Herr ist so gut! Uns bleibt nur der Dank und aus Dankbarkeit habe ich auch diesen Bericht geschrieben.

Probleme zum Schluss

Aber der Teufel ließ uns nicht einfach siegreich abziehen. Er gab uns einen kleinen Denkkettel auf den Weg: Mit unserem Flug am Montag wurde irgendetwas bei der Buchung vermasselt. Also dann eben einen Tag später. Doch am nächsten Tag warteten wir vergeblich am Flugplatz, und das nach einer guten halben Stunde Wanderung. Schließlich erfuhren wir, dass eine gewaltige Wolken- und Regenwand unseren Piloten nicht zu uns durchdringen ließ. Wir waren enttäuscht, hatten wir uns doch schon auf zu Hause gefreut.

Doch auch das gehört mit zum Missionarsleben. Rechtzeitig reisen ist nicht selbstverständlich. Am nächsten Tag sah es noch schlechter aus – überall Wolken. Wir wollten gar nicht erst zum Flugplatz gehen, denn es regnete ständig. Aber Manfred schaffte es trotzdem, schlüpfte durch die Wolken und landete sicher auf dem nassen, seitlich schon überschwemmten Landestreifen. Schabers mussten leider zurückbleiben, weil ihr Dorf durch das schlechte Wetter abgeschnitten war. Wir ließen sie traurig zurück, denn wir hätten gerne miteinander beendet, was wir gemeinsam begonnen hatten. Aber dieses Mal ging es nicht anders. Am nächsten Tag konnten sie dann nach Moropote zurückfliegen.

Patschnass, etwas zitternd durch die Kälte da oben, aber mehr als glücklich und dankbar ließen wir uns von Manfred nach Wewak bringen.

Stefans Weiterflug musste verschoben werden, sein Flugzeug wäre schon morgens um 6 Uhr nach Port Moresby gegangen, doch das Erlebnis dieser 16 Tage im Urwald hätte auch er nicht missen wollen.

Wir haben wieder einmal sehen dürfen, wie Gottes Herrlichkeit am Werk unter Menschen ist. Das ist unser Thema und das wollen wir gerne und freudig weitersagen: „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?!“ Und: „Ich will einige von denen, die errettet sind senden, die sollen meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen.“

Gerhard und Brigitte Stamm, vor der Ausbildung am Theologischen Seminar der Liebenzeller Mission Bundesbahnbeamter (bzw. Hauswirtschafterin und Krankenschwester), danach Bundeswart des Südwestdeutschen EC-Verbandes, seit 1988 in Papua-Neuguinea tätig: zunächst Gemeindeaufbau und Schulung von Mitarbeitern, seit 1999 „Mission Mobilizer“ für verschiedene evangelische Kirchen und Verbände, um Einheimische für den missionarischen Dienst außerhalb von Papua-Neuguinea vorzubereiten.